

Morten Reitmayer

Nach dem Boom – eine neue *Belle Époque*?

Versuch einer vorläufigen Synthese

1. Verwandte Umbruchzeiten?

Auf den ersten Blick erscheint es paradox, den schwierigen Jahrzehnten nach dem Auslaufen der exzeptionellen wirtschaftlichen Nachkriegsprosperität ein Etikett zu verleihen, das ganz allgemein mit der glanzvollen Epoche einer ebenso vergnügungssüchtigen wie prosperierenden Gesellschaft und darüber hinaus mit einer politisch dominierenden metropolitanen Bourgeoisie assoziiert wird – ganz abgesehen davon, dass der Terminus *Belle Époque* bislang ausschließlich einem kurzen französischen oder sogar nur auf Paris beschränkten historischen Zeitabschnitt gewidmet worden ist –, während die hier fragliche Zeitspanne bislang mit ganz anderen Etikettierungen belegt wurde¹: Vom „Ende der Zuversicht“ ist die Rede, von der „großen Ernüchterung“, von „gedämpften Erwartungen“, und vom „Ende des keynesianischen Traums“². Alle diese Titel legen es nahe, zumindest die Geschichte der 1970er Jahre als eine Geschichte des Verlusts, des Endes oder des Niedergangs zu erzählen: des Verlusts des uneingeschränkten Vertrauens auf den „Fortschritt“ der Geschichte, des Endes des selbstverständlichen Wirtschaftswachstums und der Vollbeschäftigung sowie des Niedergangs des sozialdemokratisch grundierten Reformoptimismus.

Es gibt daneben noch weitere Zugriffe auf die Geschichte der 1970er Jahre – etwa Wolfgang Streecks politökonomisch ausgerichtete These der beginnenden (und fortdauernden) Scheidung von Kapitalismus und Demokratie³. Am prominentesten ist sicherlich Bernd Faulenbachs *label* des „sozialdemokra-

¹ Ich danke Martin Kindtner und Christian Marx für kritische Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Beitrags.

² Konrad H. Jarausch (Hrsg.), *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008; darin (S.120–137): Winfried Süß, *Der keynesianische Traum und sein langes Ende. Sozialökonomischer Wandel und Sozialpolitik in den siebziger Jahren*; Tim Schanetzky, *Die große Ernüchterung. Wirtschaftspolitik, Expertise und Gesellschaft in der Bundesrepublik 1966 bis 1982*, Berlin 2007; Tony Judt, *Die Geschichte Europas seit dem Zweiten Weltkrieg*, Bonn 2006, S.509–547 („gedämpfte Erwartungen“).

³ Vgl. Wolfgang Streeck, *Re-Forming Capitalism. Institutional Change in the German Political Economy*, Oxford 2009; jetzt zugespitzter Wolfgang Streeck, *Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*, Berlin 2013.

tischen Jahrzehnts“⁴ geworden, dem aber von Anfang an die Verengung der gesellschaftsgeschichtlichen Perspektive auf eine parteipolitische Konstellation sehr begrenzter Reichweite und Aussagekraft entgegengehalten worden ist⁵.

Gegenüber diesen Verlustgeschichten und Engführungen hat der Nach dem Boom-Ansatz von Anfang an statt des „Endes des Alten“ stärker die „Entstehung des Neuen“ betont – und auch damit die Relevanz dieser Epoche für die Gegenwart. Der Aufstieg des digitalen Finanzmarkt-Kapitalismus, so eine seiner Grundannahmen, habe in seiner Koppelung der umfassenden Digitalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft mit dem nun in die Praxis umgesetzten Monetarismus der bis dahin wenig wirkungsmächtigen wirtschaftswissenschaftlichen Schule aus Chicago sowie mit einem neuen radikalen Individualismus als sozialetischer Letztbegründung und gesellschaftlicher Zielperspektive einen Strukturbruch und einen sozialen Wandel von revolutionärer Qualität evoziert, der die Post-Boom-Epoche deutlich von der vorangehenden (fordistischen, keynesianischen, konformistischen) Boom-Ära trenne. Die Erosion der etablierten Volksparteien, die stark zunehmende Frauenerwerbstätigkeit und die Bildungsexpansion stellen nur drei umstürzende Prozesse dar, die diesem Wandel Gestalt und Richtung gegeben haben.

Zur Untersuchung dieser und anderer Prozesse der Post-Boom-Epoche empfahlen Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael eine stärkere Beachtung der Politischen Ökonomie (ohne dieser einen Primat zuzusprechen) und vor allem eine stärkere Aufmerksamkeit für „Wahlverwandtschaften“ und „Verstärkereffekte“ bei der Ausbreitung marktförmiger Ordnungsmodelle und Regulierungsmodi⁶. Mit dieser Leitperspektive und den von Doering-Manteuffel und Raphael vorgeschlagenen Forschungsfeldern einer „Zeitgeschichte nach dem Boom“ verband sich eine weitere Grundannahme, dass nämlich die Post-Boom-Epoche mit den Kategorien, die aus der Be-

⁴ Vgl. die Arbeiten von Bernd Faulenbach, *Die Siebzigerjahre – ein sozialdemokratisches Jahrzehnt?*, in: AfS 44 (2004), S. 1–37, und *Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reformeuphorie zur neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969–1982*, Bonn 2011.

⁵ Vgl. etwa Konrad H. Jarausch, *Krise oder Aufbruch? Historische Annäherungen an die 1970er-Jahre*, in: ZF 3 (2006), S. 334–341; Frank Bösch, *Die Krise als Chance. Die Neuformierung der Christdemokraten in den siebziger Jahren*, in: Jarausch (Hrsg.), *Ende der Zuversicht*, S. 288–301; vgl. auch Jan Hansen: *Rezension zu Faulenbach, Sozialdemokratisches Jahrzehnt*, in: H-Soz-u-Kult vom 3. 1. 2012 (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2012-1-003>).

⁶ Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 3., ergänzte Aufl. 2012, S. 8.

schäftigung mit der „Hochmoderne“ (etwa der strukturellen Koppelung von unterschiedlichen Basisprozessen wie Industrialisierung, Urbanisierung, Bürokratisierung, Klassenbildung und dem Entstehen von Massenorganisationen oder die Behauptung der schockartigen Erfahrungen durch die Beschleunigung sozialer Wandlungsprozesse) gewonnen worden waren, nicht angemessen zu untersuchen sei.⁷

Warum dann aber mit dem Begriff der *Belle Époque* ein Rückgriff auf das ausgehende 19. Jahrhundert, also den Beginn der „Hochmoderne“? Zunächst aus einem recht einfachen Grund, der die ersten empirischen Ergebnisse des Forschungsverbands reflektiert: Diese Befunde rechtfertigen es nämlich keineswegs, das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts vornehmlich im Lichte einer Niedergangs- oder Verlustgeschichte zu beschreiben, wie es aus den Kategorien der „Hochmoderne“ folgt, deren Ausstrahlungskraft in dieser Zeit tatsächlich zu verblassen begannen. Vielmehr legen sie es nahe, den Blick gerade auf den *Aufstieg* neuer Ordnungsmodelle, Konsummuster, typischer beruflicher Laufbahnen und Partizipationsformen sowie auf den *Zuwachs* von Handlungsspielräumen – auch solche materieller Natur – zu lenken, die durch eine lediglich abgebremste, aber grundsätzlich fortgesetzte und nur von den außergewöhnlich hohen Wachstumsraten der Nachkriegszeit gewissermaßen auf ein historisches Normalmaß herabgestufte ökonomische Prosperität eröffnet wurden.⁸

Doch rechtfertigt ein solcher Perspektivwechsel die affirmativ erscheinende Bezeichnung *Belle Époque*? Lässt sich die Nach dem Boom-Ära, also die Phase nach den *trente glorieuses*, nach dem „goldenen Zeitalter“, tatsächlich als eine Epoche der Stabilität, der Zufriedenheit und des wirtschaftlichen Erfolgs interpretieren? Um diesem Perspektivwechsel Plausibilität zu verleihen, sind zwei Gedankenschritte nötig: Zum einen müssen die Befunde der Nach dem Boom-Forschergruppe systematisiert werden; zum anderen gilt es, den Terminus *Belle Époque* zu präzisieren. Dabei fällt sofort auf, dass dieser Begriff von der Geschichtswissenschaft kaum als analytische Kategorie verwendet wurde⁹ – am ehesten noch in der Literatur- und der

⁷ Vgl. Ulrich Herbert, *Europe in High Modernity. Reflections on a Theory of the 20th Century*, in: JMEH 5 (2007), S. 5–20; Lutz Raphael, *Ordnungsmuster der „Hochmoderne“? Die Theorie der Moderne und die Geschichte der europäischen Gesellschaften im 20. Jahrhundert*, in: Ute Schneider/Lutz Raphael (Hrsg.), *Dimensionen der Moderne. Festschrift für Christof Dipper*, Frankfurt a. M. 2008, S. 73–91.

⁸ Vgl. Werner Abelshausen, *Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945*, München 2004, S. 44ff.

⁹ Beispielhaft dafür Jean-Baptiste Duroselle, *La France de la „Belle Époque“*, Paris 1972, für den der Titelbegriff keine weitere Bedeutung für seine Untersuchung hat.

Kunstgeschichte¹⁰ –, sondern in aller Regel mit zwei verschiedenen Bedeutungen eingesetzt wird: Einerseits dient der Terminus dazu, eine Epoche der scheinbar stabilen bürgerlichen Klassenherrschaft zu etikettieren, eine „*Belle Époque* der Bourgeoisie“¹¹, in der vor allem die zentralen Institutionen dieser herrschenden Klassen – eine internationale Arbeitsteilung mit extrem ungleichen Austauschbeziehungen und deshalb stabilen Profiten für die europäischen Unternehmerklassen, eine stabile Währung in den starken europäischen Zentralstaaten¹², und ganz allgemein die sozialen Hierarchien der bürgerlichen Gesellschaft – von beruhigender Sicherheit erschienen. Andererseits etablierte sich der Begriff *Belle Époque* in der älteren Kulturgeschichte als Synonym für eine Zeit, während der in Frankreich oder zumindest in Paris (das einen enormen städtebaulichen Wandel durchgemacht hatte) die schönen Künste florierten beziehungsweise durch neue künstlerische Avantgarden belebt wurden und in der gleichzeitig, in Wechselwirkung damit und befeuert durch steigenden Wohlstand und politische Stabilität, neue Formen der Massenkultur entstanden. Für alle Gesellschaftsschichten, besonders jedoch für die Oberklassen, schienen Jahre des Vergnügens, die „Jahre des Banketts“, angebrochen¹³.

In dieser essenzialistischen Schlichtheit besitzt der Begriff der *Belle Époque* nur einen begrenzten heuristischen Wert. Wenn auch von der älteren Historiographie wenig beachtet, deutet diese Bezeichnung jedoch bereits darauf hin, dass neue Formen und Orte der bürgerlichen Geselligkeit und damit auch der politischen Kommunikation wie der Zirkulation von Ideen entstanden waren und zentrale Merkmale der *Belle Époque* darstellten. Lenkt man den Blick stärker auf die Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen den (unterstellten) Charakteristika der Epoche, so lassen sich weitgreifende Ambivalenzen und Spannungsverhältnisse ermitteln, die sich zu einem robusten und erfolgversprechenden Vergleichsraster für die Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg mit dem ausgehenden 20. Jahrhundert zusammenfügen.

¹⁰ Vgl. etwa Paul Ducatel, *Historie de la III^e République*, Bd.3: *La Belle Époque* (1891–1910), Paris 1976; Monika Dorothea Kautenburger (Hrsg.), *La France et l'Italie entre „Fin de Siècle“ et „Belle Époque“*. *Études littéraires et culturelles*, Hamburg 2008.

¹¹ Eric J. Hobsbawm, *Das imperiale Zeitalter 1875–1914*, Frankfurt 1989, S. 110f.

¹² Vgl. Jean-Marie Mayeur/Madeleine Ribérioux, *The Third Republic from its Origins to the Great War 1871–1914*, Cambridge 1984, S. 324.

¹³ Roger Shattuck, *Die Belle Époque*. *Kultur und Gesellschaft in Frankreich 1885–1918*, München 1963 (im Original: *The Banquet Years*); vgl. Richard Wires, *Paris. La Belle Époque*, in: *Conspectus of History* 1/4 (1977), S. 60–72.

Hinzu kommt ein Weiteres: Eine zentrale Annahme des Nach dem Boom-Ansatzes besteht in der Behauptung des Strukturbruchs, der die Epoche des Booms von der Zeit danach trennt. Ein solcher Strukturbruch muss auch am Beginn der klassischen *Belle Époque* gestanden haben. Trotz des bekannten Konservatismus' der französischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts trennten die Etablierung des Parlamentarismus, die Intensivierung der nationalen Kommunikation durch Eisenbahnen und die Massenpresse, das säkularisierte Bildungssystem und die Herrschaft der oberen Mittelklassen das Frankreich des *Second Empire* von der klassischen *Belle Époque*. Der mögliche Ertrag des Epochenvergleichs ist also darin zu suchen, erstens bislang verborgene oder vernachlässigte Wechselwirkungen zwischen Einzelfaktoren zu entdecken und zweitens das Ausmaß und die Qualität der Strukturbrüche zu vergleichen. Schließlich gilt es, eine gewisse „Kurzatmigkeit“ der Zeitgeschichte zu vermeiden, die häufig dazu tendiert, Krisen- geschichten hektisch aneinanderzureihen, um ihr statt dessen einen etwas längeren Atem zu geben und längere Zeiträume in den Blick zu nehmen.

Zu einem solchen Vergleichsraster gehört erstens die ungebrochene, wenn auch heftigen konjunkturellen Schwankungen unterworfenen wirtschaftlichen Dynamik der klassischen *Belle Époque* im Rahmen einer liberalen Politischen Ökonomie und unter der Hegemonie der Finanzmärkte, in der sich durch wissenschaftlich-technische Innovationen neue Leitsektoren herausbildeten und eine Verschiebung der internationalen Arbeitsteilung erfolgte. Gleichzeitig erlangte die Konsumgüterindustrie eine große Bedeutung, und gleichzeitig erfolgte eine zunehmende Tertiarisierung. Diese wirtschaftliche Dynamik bewirkte, zweitens, ein allgemein steigendes Wohlstandsniveau, das wiederum auf die Entwicklung der Konsumgüter- und der Dienstleistungsproduktion zurückwirkte. Die ungleiche Verteilung der Wohlstandsgewinne führte allerdings auch zu neuen sozialen Disparitäten. Drittens entstanden daraus während der klassischen *Belle Époque* neue, zum Teil ausgesprochen hedonistische Formen der Massenkultur und des Massenkonsums mit der Folge, dass ältere soziale Bindungen, Gesellungsstile und Formen der Vergemeinschaftung an Bedeutung verloren¹⁴. Diese Konsummuster, deren Verbreitung im Wesentlichen durch Markterfolge geschah, wurden übrigens im Wesentlichen von den Oberen Mittelschichten sowie durch neue kulturelle Avantgarden bestimmt. Als ausgesprochen metropolitane Epoche kann die *Belle Époque* viertens nicht ohne die stadt-

¹⁴ Vgl. Stefanie Middendorf, *Massenkultur. Zur Wahrnehmung gesellschaftlicher Modernität in Frankreich 1880–1980*, Göttingen 2009.

räumliche Umgestaltung von Paris gedacht werden, die eine neue Urbanität schuf, deren soziale Kosten allerdings – einmal mehr – höchst ungleich verteilt waren. Fünftens ist die erstaunliche politische Stabilität der *Belle Époque* hervorzuheben, die zwar heftige Krisen durchlebte (Boulangere, Dreyfus, Aufstieg der Arbeiterbewegung), diese aber im Wesentlichen unbeschadet für das System der politischen Willensbildung meisterte. Sechstens verliehen die außerordentlich vitalen und produktiven wissenschaftlichen, künstlerischen und intellektuellen Bewegungen der *Belle Époque* ihr spezifisches Gepräge. Diese Bewegungen zielten jedoch nicht auf eine einfache Kumulation des wissenschaftlichen und kulturellen Wissens, sondern postulierten ganz im Gegensatz dazu den Bruch mit den Wissensformen und -praktiken der Vergangenheit (von Bergsons Lebensphilosophie über Jarrys *Ubu Roi* bis zu Sorels Gewaltphilosophie, der Kriminologie Tardes, die schnell von der Massenpsychologie Le Bons fortentwickelt wurde, und der französischen Nietzsche-Rezeption¹⁵), die auch einen ganz neuen Zugriff auf die ihnen unterworfenen Subjekte forderten. Siebtens schließlich entwickelte sich in der *Belle Époque* eine neue Körperlichkeit und eine neue Geschlechterordnung. Erst die Spannungen und die Wechselwirkungen zwischen diesen Prozessen verliehen den wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Bewegungen der Epoche ihre Richtung und Stärke.

2. Nach dem Boom und *Belle Époque*

Diese Begriffsbestimmung und der damit verbundene Themenrahmen waren nicht leitend für die Fragestellungen der Nach dem Boom-Forschergemeinschaft (deren Mitglieder nicht alle in diesem Sammelband vertreten sind, die aber doch namentlich genannt werden sollen). Doch sind die Strukturähnlichkeiten in ihren ersten Befunden, die hier nur in der gebotenen Kürze diskutiert werden können, und den noch zu erwartenden Ergebnissen verblüffend. Zahlreiche der von ihr bearbeiteten Themenfelder wurden von dem diskontinuierlichen Wirtschaftswachstum seit der Mitte der 1970er Jahre mehr oder weniger tiefgreifend beeinflusst. Dies betraf nicht nur die Unternehmen selbst, die sich nun in vielerlei Hinsicht an marktförmigen Handlungsimperativen ausrichteten – von einer stärkeren Orientierung an ihren Konsumenten bis hin zum Einkauf externen Management-Wissens. Vielmehr scheint der Aufstieg des Markts als Regulationsmodus ein weit

¹⁵ Vgl. Venita Datta, *Superwomen or Slaves? Women Writers, Male Critics, and the Reception of Nietzsche in Belle-Epoque France*, in: *Historical Reflections/Réflexions Historiques* 33 (2007) H. 3, S. 421–447.

umfassenderer Prozess gewesen zu sein, bis hin zur Kommodifizierung der Wirtschaftsunternehmen selbst¹⁶.

Wachstumsstockungen und die neue internationale Arbeitsteilung, die zahlreiche Traditionsindustrien aus Westeuropa verschwinden ließ (die den Exportindustrien aber auch neue Expansionschancen eröffneten), prägten die Städte und Regionen des Kontinents. Hafenstädte mussten sich in Dienstleistungszentren verwandeln, weil der Schiffbau nicht mehr rentabel war, und errichteten auf den zugeschütteten Docks Hochhausanlagen, wie in Glasgow; sie konnten aber auch unverhofft von einer Verschiebung der internationalen Warenströme und der Transportrevolution der Containerschifffahrt profitieren (wenn sie über genug Flächen verfügten) wie Hamburg. In jedem Fall standen sie vor der Aufgabe, neue Formen der Urbanität zu entwickeln, die maßgeblich von einer zahlungskräftigen Mittelschicht bestimmt wurde, wie die Befunde von *Tobias Gerstung* und *Arndt Neumann* zeigen. Darüber hinaus verweisen diese Untersuchungen auf die große Bedeutung, die der Rückzug des Staates und der Vormarsch privatwirtschaftlicher Interessen für die Ausgestaltung dieses Prozesses und seinen Verlauf besaßen.

In die gleiche Richtung deuten die Befunde von *Lutz Raphael* zum Wandel der Industriearbeit¹⁷. Zwar bauten fast alle Industriebranchen Arbeitsplätze ab (außer dem Fahrzeugbau, der eine deutliche Expansion erlebte), aber die Auswirkungen auf die Beschäftigten waren sehr unterschiedlich und hingen nicht allein von der Konjunktorentwicklung in den einzelnen Branchen und Regionen ab. Außerdem eröffneten der Generationswechsel in den Führungsetagen vieler mittelständischer Unternehmen (deren quantitative Bedeutung als Arbeitgeber deutlich zugenommen hatte) im Verein mit der Novellierung von Betriebsverfassung und Mitbestimmung einen neuen Möglichkeitsraum der Partizipation innerhalb der Unternehmen, der von neopatriarchalischen betrieblichen Sozialordnungen bis hin zu „integrativen Bürgergesellschaften“ reichte. „Flexibilität“ war für die Beschäftigten gleichermaßen eine Herausforderung und eine Chance. Erweiterte Handlungsspielräume bargen immer auch Gefahren; ihre Kosten und Chancen waren ungleich verteilt – und diese Ungleichheit nahm im Lauf der Zeit vermutlich weiter zu. „Flexibilität“ wurde auch von den Arbeitslosen

¹⁶ Vgl. hierzu in Kürze: Morten Reitmayer, Fallstudien zum Aufstieg und den Grenzen des Marktes, in: Ralph Jessen u. a. (Hrsg.), *Konkurrenzulturen*.

¹⁷ Diesem Themenfeld ist bereits ein Sammelband gewidmet worden: Knud Andresen/Ursula Bitzegeio/Jürgen Mittag (Hrsg.), *Nach dem Strukturbruch? Kontinuität und Wandel von Arbeitswelten*, Bonn 2011.

gefordert, die ständig verschärften Kriterien der Zumutbarkeit von Lohnarbeit unterlagen. Der sozial- und humanwissenschaftlich legitimierte Zugriff auf die Arbeitslosen intensivierte sich, so die Überlegungen von *Wiebke Wiede*, gerade in einer Zeit zunehmender Arbeitslosigkeit.

Wachsende Ambivalenzen und Spannungsverhältnisse prägten die Neuarrangements der Industriearbeit in der Bundesrepublik, nachdem es in der Boom-Epoche zu einer „Homogenisierung“ der Arbeiterschaft gekommen war¹⁸. Von den Folgen der Verberuflichung der Industriearbeit scheinen dennoch bis in die 1990er Jahre recht viele Beschäftigte profitiert zu haben, bevor der Primat der kurzfristigen Profitmaximierung im digitalen Finanzmarktkapitalismus und die neoliberalen Arbeitsmarktformen der 1990er Jahre dieses Verhältnis ins Ungünstige verschoben und die neue *Belle Époque* für die abhängig Beschäftigten zunehmend ungemütlich wurde.

Die Auswirkungen der Wirtschaftsentwicklung auf Unternehmen, Arbeitsmärkte, Städte und Regionen sind offensichtlich. Nicht weniger wichtig waren jedoch die Rückwirkungen auf die ökonomischen Prozesse. So war die Chance zur erfolgreichen Neuausrichtung der von *Christian Marx* untersuchten Chemieunternehmen auch abhängig von der Güte ihrer national- und unternehmensspezifischen Arbeitsbeziehungen. Industrieregionen wie der durch den Automobilbau geprägte Großraum Stuttgart waren keineswegs zwangsläufige Verlierer des sogenannten Strukturwandels, wenn sie über die ökonomischen, sozialen und wissenschaftlich-kulturellen Ressourcen verfügten, die es den Unternehmen erlaubten, den Anteil der „immateriellen Wertschöpfung“ an der industriellen Produktion zu erhöhen. Auch hier erfolgte nach Ansicht von *Marc Bonaldo* eine tendenzielle Abkehr von hierarchischen und eine Zunahme von marktförmigen Koordinierungsversuchen. Eine systematische und vergleichende Analyse dieser Resilienzpotentiale steht allerdings noch aus.

Eine Möglichkeit der Arbeitnehmer, auf die zunehmend unsichere Beschäftigungssituation durch eine verstärkte „Flexibilität“ zu reagieren, bestand in einer erhöhten räumlichen Mobilität. Die Bereitschaft zum Umzug oder zum dauerhaften Berufspendeln war in der Bevölkerung offensichtlich sehr unterschiedlich verbreitet, und die Pendler profitierten von ihrer Entscheidung zur Mobilität keineswegs immer, wie *Raphael Dorn* vermutet, relativ zu den Beschäftigungsgruppen ihrer Herkunftsregion.

¹⁸ Josef Mooser, Abschied von der „Proletarität“. Sozialstruktur und Lage der Arbeiterschaft in der Bundesrepublik in historischer Perspektive, in: Werner Conze/M. Rainer Lepsius (Hrsg.), Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Beiträge zum Kontinuitätsproblem, Stuttgart 1983, S. 143–186.

Neben der Wirtschaftsentwicklung und auf diese zurückwirkend prägte aber auch die Bildungsexpansion (von der überwiegend die Mittelschichten profitierten) zahlreiche Städte und Regionen (und Mobilitätsmuster) durch die – von *Sara Kröper* untersuchten – Neugründungen von Universitäten, was Rückwirkungen auf Urbanität, regionale Arbeitsmärkte („Tertiarisierung“) und berufliche Mobilität entfaltete.

Massenkulturelle Phänomene standen von Anfang an im Zentrum des Interesses der Nach dem Boom-Forscherguppe. Besondere Aufmerksamkeit richtete sich dabei auf den vermuteten Übergang von der konformistischen Konsumgesellschaft der Boom-Epoche zu den Wahl- und Distinktionsmöglichkeiten der Konsumentengesellschaft. Allerdings steht die Periodisierung in diesem Bereich vor dem Problem, dass Ereignisse von eindeutigem Zäsurcharakter kaum auszumachen sind und dass aufgrund der Eigenlogiken der verschiedenen Handlungsfelder ganz unterschiedliche Dynamiken und Verdichtungen entstanden.

Eigenzeitlichkeiten in den unterschiedlichen Handlungsfeldern werden besonders in der von *Hannah Jonas* untersuchten Kommodifizierung des Profifußballs deutlich. Hier mussten in der Bundesrepublik erst ganz unterschiedliche Kräfte zusammenwirken, bevor in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre ein neues „Produktionsmodell“ etabliert werden konnte: Die Krise des Stadionfußballs, der den (gewachsenen) Ansprüchen der Zuschauer – vor allem aus den nun als Konsumenten heftig umworbenen Mittelschichten! – immer weniger genügte, der Aufstieg eines zahlungskräftigen Privatfernsehens und der Niedergang des Bildungsanspruchs im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, die Finanzkrise vieler Bundesligavereine, und nicht zuletzt ein Generationswechsel unter den Fußballfunktionären.

Eine der neuen Wahl- und Distinktionsmöglichkeiten stellte das Jogging dar, in dem sich Jogger, *Runner* und „Sportler für andere“ semantisch und praktisch voneinander abgrenzten. In der von *Tobias Dietrich* untersuchten neuen körperlichen Praxis kreuzten sich Momente der Verwissenschaftlichung einer besonderen Freizeitgestaltung mit einem veränderten Umgang mit Sexualität und neuen, stärker individualisierten Gesellungsstile, bis aus dem mittelschichtdominierten Nischenphänomen eine neue Vorstellung von Gesundheit entstanden war – die „Salutogenese“, die sich im Slogan „schick, schlank, schön“ verdichtete. Die Durchsetzung ihrer neuen Körperbilder wiederum war nicht denkbar ohne die Vermarktlichung der neuen Freizeitgestaltung und ohne das Interesse und die Fähigkeit der Konsumgüter-, oder besser: Freizeitindustrie, den neuen Trend marktförmig zu gestalten.

Die Absage an die fortschrittorientierten Groß Erzählungen der Boom-Epoche hat in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung kaum jemand wirkungsmächtiger formuliert als Michel Foucault. Nicht mehr die vom gedachten Zielpunkt der Aufklärung her gewonnene Erkenntnis der Auswüchse der Moderne und deren Ablehnung oder Überwindung stellte für ihn den Königsweg dar, sondern deren kritische Genealogie; nicht mehr Hegel, Marx und Freud waren die Richtungsgeber, sondern Nietzsche. Die Einbettung von Foucaults Denkbewegung in das intellektuelle Feld Frankreichs, wie *Martin Kindtner* sie vornimmt, macht deutlich, dass der ideengeschichtliche Bruch keine Folge der wirtschaftlich-sozialen Krisen der 1970er Jahre darstellte, sondern ganz eigenen Zeitlichkeiten folgte, jedoch durch die Wechselwirkungen mit den Begleitprozessen der ökonomischen Umbrüche ganz erhebliche Folgewirkungen entfaltete: Die Handlungssicherheit der „progressiven Kräfte“ der Boom-Epoche, den „Fortschritt“ zu repräsentieren, war damit verloren gegangen; die Arbeiterklasse als historisches Subjekt hatte aufgehört, den Bezugspunkt des „Fortschritts“ zu repräsentieren.

Eine ähnlich tiefe Zäsur diagnostiziert *Fernando Esposito* hinsichtlich des Zeitbewusstseins, weil der Niedergang des Fortschrittsnarrativs durch die Enttäuschung über dessen nicht eingelösten Versprechungen zu einer Fixierung auf die Gegenwart führte, die sich nicht zuletzt im Slogan „No Future“ artikuliert. Doch trotz dieser Absagen an die Leitkategorien „Fortschritt“ und „Modernisierung“ zeigen die Forschungen von *Maria Dörnemann*, dass sich an der Praxis der „Modernisierung“ afrikanischer Gesellschaften wenig änderte, auch nachdem sich internationale Organisationen von diesen Kategorien semantisch verabschiedet hatten.

Diese Revue der ersten Befunde der Nach dem Boom-Forschergruppe legt einige vorläufige Schlussfolgerungen nahe: Bemerkenswert sind nicht nur die Aufbrüche in den unterschiedlichsten Feldern – Ökonomie, Kultur, Politik –, sondern vor allem ihr *Gelingen*. Die Aufbrüche – mit all ihren sozialen Kosten –, und weniger die Niedergänge, prägten die 1970er und 1980er Jahre. Zunehmende Vielfalt und Ungleichheit verliehen ihnen ihr Gesicht; Konsum war häufig der Motor dieser Bewegungen, und marktformige Regulierungen gaben die Richtung vor. Die Zeitdiagnosen, die diese Dynamiken einzuordnen suchten, weisen in ihren Bekenntnissen zum Bruch mit den Gewissheiten der Vergangenheit, ja zur Epochenzäsur darauf hin, dass die Umbrüche in der Produktion kultureller Güter am tiefsten – oder: am frühesten! (hier ist das letzte Wort noch nicht gesprochen) – erfolgten. Die Antworten auf diese Fragen werden auch Aufschluss darüber geben ob die Ära nach dem Boom tatsächlich eine neue *Belle Époque* darstellte.